

### Abreißkalender.

„Welches ist denn nun eigentlich Ihre Nationalhymne, der „Feierwon“ oder die „Hemecht“?“ frug mein Tischnachbar.

„Der „Wilhelmus“,“ sagte ich nach einigem Nachsinnen. Ich wäre bereit, diese Ansicht mit der Hand in der Hand zu verteidigen.

„Wieso?“ frug erstaunt mein Tischnachbar. „„Wilhelmus“ ist doch die holländische Nationalhymne!“

„Das geht uns nichts an. Er war die untrügliche holländische Zeit, seither haben wir offiziell eine andre bekommen.“

„Und wie rubrizieren Sie denn Ihre beiden „Feierwon“ und „Hemecht“?“

„Das sind eben Lieder, die von einem Luxemburger gedichtet und komponiert sind und von allen Luxemburgern gesungen werden, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet.“

„Was fehlt Ihnen denn also zur Nationalhymne?“

„Die Hymne. Ich denke mir darunter ein Stück das gewissermaßen eine Tempelweihe erhalten hat, das sich das Staatsoberhaupt eigenhändig wie einer Krönungsmantel um die Schultern schlägt, das bei den allerfeierlichsten Gelegenheiten wie der Krönung des Kaisers drausgesetzt wird, kurzum, das die Weihe des offiziellen Prunks offiziell erhalten hat. Das ist die Nationalhymne. Und das ist bei uns immer noch der „Wilhelmus“ aus der holländischen Zeit. Wir brauchen ihn, wie eine Fahne, die wir von einem entfernten Verwandten geerbt haben, weil wir uns über unbekanntes Gelände noch keine eigene anschaffen wollten.“

„Sie trinken Ihren Patriotismus aus allerhand Schalen.“

„Und wir trinken allerhand Patriotismus. Wir trinken wir aus dem Pokal „Wilhelmus“ trinken, ist für andere, wie der aus dem klingenden Becher „Feierwon“ oder aus der Tasse „Hemecht“. Unser „Feierwon“ war einmal ein Lied zum Hohen und Steden, so schrieb von ihm Paul Eyschen. Und da wurde der Regierung unbequem. Man mußte den Pennäler verbieten, daß sie bei öffentlichen Kundgebungen die Weise des „Feierwon“-Refrains verkündeten, man wollten keine Preußen werden. Und Michel Leclercq, der Vater des „Feierwon“, wiegelte eigenhändig und dichtete die Beschwichtigungstrophe:

U wat mir wore, si mer bliwen,  
Da sangt en och, we' e geschriwen,  
De Feierwon mat senger Weis  
U jekt neschit dra vun engem Preiſh.“

Es half natürlich nichts. Der „Feierwon“ wurde immer unbequemer. Sie begreifen, wenn Ihr Geschäftsfreund Lehmann heißt, so ist es Ihnen peinlich, wenn Ihr Jüngster ihn beständig anrufen. „Ich mücht' um alles in der Welt nicht Lehmann heißen!“ Zumal wenn Ihnen der Lehmann im Hals umbrehen könnte.

Darum wurde die sanfte Rusine „Hemecht“ ein enfant terrible „Feierwon“ langsam unterschoben. Bis wir den temperamentvollen Kerl wieder brauchen, um ihn schreien zu lassen, daß er nicht Lehmann oder sonstwie heißen will.

„Aber warum sollten Sie denn keine Nationalhymnen haben?“

„Ja, warum nicht? Wir sind ein Volk mit Doppeltkultur, wir haben eine doppelte Seele, wir brauchen zwei Tonarten, um uns nationalmusikalisch zueinander zu gleichen. Ubrigens erfüllt sowohl die „Hemecht“ als die „Feierwon“ ein Haupterfordernis für die Beförderung zum Rang einer wirklichen Nationalhymne. Beide haben einen Text, der unter zwei Fahnen knirscht. „O du do uewen, dem seng Heer durch d'Welt d'Natio'ne leet!“ — „E peist d'Wes d'Loft, a fort hie geeht!“ Wir merken das nicht mehr, weil es uns von immer her auf der Zunge liegt. Und die andern Völker sind mit ihren Nationalhymnen nicht erheblich besser dran.“

In diesem Augenblick stand alles auf, die Musik spielte die „Hemecht“ und dann den „Feierwon“ und alles sang den Refrain begeistert mit.